fehler handelt es sich bei IK5: *erlauben/genehmigen* vs. *verbieten*, wo statt (+akt) u. E. (—akt) stehen sollte.) Abschließend wird als Ergebnis eine detaillierte Charakterisierung der einzelnen Modalverben in ihrer Funktion als Modalisator in Sprachhandlungen geliefert. Eine weitere Differenzierung sowie Einbeziehung von angrenzenden Problembereichen sind nach Meinung des Autors die Voraussetzung für „eine befriedigende Gebrauchsanweisung" von modalisierten Spraehhandlungen.

Der letzte Beitrag des Bandes *„Betonungsdubletten bei deutschen Partikeln"* von H. Weydt (Berlin) geht von einer Informantenbefragung aus und versucht, aufgrund einer wohlüberlegten Analyse von besonders typischen Verwendungsweisen der Partikeln *denn, eigentlich, doch, wohl* die z. T. erheblichen semantischen Unterschiede zwischen der betonten und unbetonten Form dieser Partikeln jeweils auf eine einheitliche „übergreifende" Bedeutung zurückzuführen. Dabei geben die unbetonten Abtönungspartikeln einen thematischen, „nicht in den Mittelpunkt gestellten Metakommentar" ab, „der auf der Intentionsebene wirkt und sich auf das Rhema bezieht. Er zeigt an, wie der Satz verstanden werden soll." Durch die Verschiebung des Satzakzents auf die Partikel ändert sich in erster Linie die Thema-Rhema-Struktur. Das bisher thematische Metaurteil gerät dadurch ins Zentrum und wird rhematisch, d. h. es wird zum Wesentlichen des Satzes. H. Weydt zeigt, daß man allen vier betonten Partikeln eine Dreischrittstruktur zugrunde legen kann: Ausgangsvorstellung, Negation der Ausgangsvorstellung und Alternative dazu. Zusammenfassend wird festgestellt, daß die Funktion der Partikeln darin besteht, dem Gesprächspartner die Interpretation des Gesagten zu verdeutlichen. Mit den dem deutschen Sprachsystem spezifischen Mitteln realisieren sie universelle Handlungstypen wie „Widerspruch gegen Widerspruch", „Rückfrage", „nachbohrendes Fragen" usw.

Wollte man zusammenfassend das Gemeinsame der oben besprochenen Vorträge herausarbeiten, die unbestritten die Schwerpunkte der gegenwärtigen Forschungsarbeit in diesem Bereich — wenn auch z. T. sicherlich nur andeutungsweise — aufzeigen, so wären es in erster Linie das Herangehen und die methodischen Zugriffe, denen bei allen Unterschieden in einzelnen methodischen Verfahren im Prinzip gemeinsam ist, daß sie vorwiegend nicht so sehr durch immanente Eigenschaften des Untersuchungsobjekts „Sprache" motiviert sind, sondern — gewissen gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechend — vielfach aus Nachbardisziplinen sowie anderen Wissenschaften entlehnt und in adaptierter Form in die Syntaxforschung eingeführt werden mit dem Ziel, die sprachliche Kommunikation auf möglichst einfache Weise durchschaubar und dadurch das Phänomen „Sprache" für verschiedene Zwecke leicht verfügbar zu machen. Die Legitimität solcher Ziele steht hier nicht zur Diskussion, weil diese im Rahmen einer „Wissenschaft von der Sprache" kaum zu führen ist. Die erhoffte Fruchtbarkeit der Methoden aber wird erst in Zukunft offenbar, so sehr sie heute schon auf diesem Fachgebiet als etabliert gelten.

Jaromír Zeman

Aldo Scaglione: **The Theory of German Word Order from the Renaissance to the Present.** University of Minnesota Press, Minneapolis 1981, 241 S.

Daß ein amerikanischer Romanist ein Buch über die Entwicklung der Wortstellungstheorien des Deutschen verfaßt, ist — abgesehen von dem Umstand, daß Scaglione (vgl. S. 5f.) dieses Material in seine vorher erschienene Arbeit (*The Classical Theory of Composition, from its Origins to the Present: A Historical Survey,* Chapel Hill: U. N. C. Press 1972) seines Umfangs wegen nicht hat aufnehmen können —

sicher auch ein Zeugnis dafür, daß diese Problematik für einen breiteren Leserkreis von Interesse ist als nur für die Germanisten, die sich unmittelbar mit syntaktischen und topologischen Fragen beschäftigen.

Und in der Tat erweist sich die Erforschung der deutschen Wortstellung noch in einem anderen Zusammenhang als sinnvoll. Seit J. H. Greenbergs Beobachtungen, die ihn zur Aufstellung von topologischen Universalien führten und ihm zugleich auf dieser Grundlage eine typologische Klassifikation von Sprachen ermöglichten, hat die Aufmerksamkeit der Linguisten für diese Fragen nie nachgelassen. Für uns ist wichtig, daß — von einzelnen Ausprägungen dieser Theorie zunächst abgesehen — auch der altbekannte Widerspruch der deutschen Syntax zwischen der Verbstellung im HS und im NS in ihrem Licht eine neue Erklärung findet (oder zumindest in größere Zusammenhänge gebracht wird). Scaglione bezieht sich ausdrücklich auf diese Theorie, indem er die Hypothesen Th. Vennemanns und R. Bartschs seiner Studie zugrunde legt (vgl. S. 29). Wählt man diesen Ausgangspunkt, so treten bei der schier unübersehbaren Fülle grammatischer Termini und Begriffe, wie sie die Geschichte der syntaktischen Forschung präsentiert, folgerichtig vor allem zwei Problemkreise in den Vordergrund: die Inversion und der bereits angesprochene Konflikt zwischen SVO/SOV-Stellungen im Deutschen. Ihr Verständnis und ihre Erfassung durch den betreffenden Grammatiker, Sprachwissenschaftler oder eine linguistische Schule kann der Leser als Etappen der Entwicklung auf dem Gebiet der topologischen Forschung verstehen, die zum heutigen Erkenntnisstand führt. Mit dieser Einstellung zu der gegebenen Problematik wird man Scagliones Buch mit Gewinn lesen. Weniger befriedigt wird man sein, wenn man sich — vor allem bei neueren Theorien — ihre eingehendere Erörterung erhofft hat, wie sie etwa bei J. Etzensperger (1979) zu finden ist. Dem Verfasser ging es aber bei der von ihm gewählten immensen historischen Zeitspanne nicht um Einzelheiten, auch wenn sie sein Buch gelegentlich liefert. Vielmehr schien es ihm nützlich, das Feld abzustecken (vgl. S. 6), unbeschadet dessen, ob dabei vorerst auch Inadäquates herauskommt. Vor Provisorischem und Zufälligem (tentative and conjectural) wird ausdrücklich gewarnt, und diese Warnung ist — wie wir meinen — sicher nicht unberechtigt, was die Gewichtung betrifft, die die einzelnen Auffassungen und Theorien erfahren. Bei manchen Namen würde man Ausführlicheres erwarten (G. Bech, U. Engel u. a.), bei anderen ist man — vielleicht auch angenehm — überrascht, daß sie erwähnt worden sind(z. B.: J. A. Komenský). Als positiv wird der Leser jedenfalls einschätzen, daß neben der Vertrautheit mit der Fachliteratur aus dem angelsächsischen Bereich vielfach auch Ergebnisse der romanistischen Forschung vermittelt werden (vgl. z. B. S. 114: J. Marouzeau). Wertvoll sind auch die Hinweise auf relevante Entwicklungen in den romanischen Sprachen, weil sie das Verstehen der Verhältnisse im Deutschen erleichtern (vgl. S. 165ff.). Zum Beispiel lassen sich die Umklammerungen in einem bestimmten Ausmaß auch in anderen germanischen und romanischen Sprachen nachweisen (vgl. S. 166). Charakteristisch für das Deutsche ist vor allem ihre einzigartige Vervollkommung und Systematisierung (its uniquely elaborate and systematic form). Auch Scagliones Hinweis auf den Stilwert der XV-Stellung im Altitalienischen (S. 165) erscheint uns bemerkenswert, weil auch im Alttschechischen die Endstellung des Verbs sowohl im HS als auch im NS ein Charakteristikum des hohen Stils war und sich als solches jahrhundertelang gehalten hat (nach mündlichen Mitteilungen D. Šlosars). Weniger einleuchtend ist hingegen die auf S. 160 referierte Meinung, daß die zusätzliche topologische Markierung der Subordination durch Mehrdeutigkeit der subordinierenden Partikeln (unterordnende Konjunktionen, Relativa) herbeigeführt wurde. Wir fragen uns, warum bei eingeleiteten Nebensätzen ihre Subordinierung durch doppelte Markierung (Partikel + + Wortfolge) notwendig sein soll, wenn die uneingeleiteten Nebensätze ohne diese Kennzeichnung durchaus auskommen (der Konjunktiv ist hier selten, die VS-Stellung nicht eindeutig, weil mit Satzfragen gemeinsam). Übrigens ist die Mehrdeutigkeit bei syntaktischen Konstruktionen — wenn auch vielleicht nicht so häufig wie

im Wortschatz — in der Sprache keineswegs eine Seltenheit. Wie konnte sie dann als Ursache oder als Katalysator eine so auffällige Erscheinung, wie es die XV-Stellung im deutschen NS ist, hervorbringen oder begünstigen? Bekanntlich sind die meisten subordinierenden Partikeln außer ihrer Funktion als Einbettungssignale auch mit der Aufgabe betraut, semantische Beziehungen zwischen HS und NS zu verdeutlichen. Bei solchen Elementen, die lediglich als Einbettungssignale dienen (*daß*, Relativa *der, die, das*), ist der Wegfall zwar nicht so verbreitet wie im Englischen (oder auch in anderen germanischen, z. B. skandinavischen Sprachen) — nur *daß* kann im Deutschen wegfallen — in der Umgangssprache aber durchaus häufig (vgl.: *Er sagt, daß er kommen wird.* — *Er sagt, er wird kommen*). Dies wiederum beweist nach unserer Auffassung, daß die syntaktische Einbettung an sich im Grunde keines Signalwortes bedarf — geschweige denn einer doppelten Signalisierung.

Die Schwankungen der Wortfolge nach *weil* und *obwohl*, wie sie in der Umgangssprache vorkommen, sind daher in erster Linie wohl inhaltlich motiviert. Was die kausale Konjunktion betrifft, gab es hier bereits bei den „Vorgängern" von *weil* beide Möglichkeiten: *wande* in „parataktischer und hypotaktischer Funktion", vgl. Paul-Schröbler, 20. Aufl., S. 440; zu *denn* + XV-Stellung vgl. Paul, DG, 5. Aufl., Halle 1959, Bd. III, § 64, S. 77. In der Gegenwartssprache wird durch die umgangssprachlich weit verbreitete Zweitstellung der Personalform nach *weil* die Begründung als eine Art zusätzliche Erläuterung charakterisiert (vgl. Engel, DG, Heidelberg 1988, S. 730). Endgültiges müßte erst aufgrund einer Untersuchung der Verteilung von Kausalkonjunktionen im gesamten Kausalfeld sowohl in der Schriftsprache als auch in regionalen Umgangssprachen festgestellt werden. Ob sich über solche inhaltlich motivierten Schwankungen der Übergang des Deutschen von einer SOV--Sprache zu einer SVO-Sprache auch im Bereich der Nebensätze anbahnt, ist schwer zu sagen, im Sinne einer evolutiven Dialektik aber durchaus denkbar.

Dies sind nur einige — etwas willkürlich herausgegriffene — Fragen, die sich bei der Lektüre des Buches von A. Scaglione dem Leser aufdrängen. Ihre Beantwortung ist freilich nicht immer möglich, zumindest nicht von einem einzigen Buch zu erwarten. Immerhin führt ein ausführlicher Anmerkungsapparat noch ein Stück Weges weiter. Auch hier kann man aber nicht mit allem einverstanden sein. Zum Beispiel erscheint uns die Kritik an M. Regulas Auffassung (Anm. 131, S. 211ff.) nicht ganz verständlich. An dem dort angeführten Zitat ist jedenfalls nichts zu beanstanden: was die „Spitzenstellung der Affektdominante" betrifft, so fällt sie stellungsmäßig (wenn man von prosodischen Mitteln absieht) mit derjenigen der Anknüpfungselemente zusammen. Freilich ist die Motivation der letzteren — da behält Scaglione recht — nicht „psychologischer" Art in dem Sinne wie etwa bei Affektstellungen, sondern ein formales Mittel des logischen Aufbaus des Textes.

Abschließend möchten wir folgendes sagen: Unsere Besprechung des Buches von A. Scaglione hat nur einige uns interessierende Fragen glossiert, ohne auf die Fülle des zusammengetragenen Materials und die Darstellung der komplizierten und manchmal widerspruchsvollen Entfaltung der grammatischen Theorie überhaupt einzugehen. Dies nicht ausdrücklich zu erwähnen wäre eine Ungerechtigkeit gegenüber einer solchen Arbeit, deren Vorzüge gerade auf diesem Gebiet liegen. Wir haben es jedoch nicht für notwendig erachtet, diese Vorzüge, über die sich der Leser am besten selbst überzeugt, zum Gegenstand unserer Überlegungen zu machen. Vielmehr schien es uns angebracht zu zeigen, daß Scagliones Buch zu weiteren, selbständigen Gedanken anregt und somit als eine sehr nützliche, brauchbare und lesenswerte Arbeit bezeichnet zu werden verdient.

Jaromír Zeman